

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu Psalm 84,2-5.11-12; 26,8,
am 02.07.2016
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

Liebe Gemeinde,

was predigt man zum Abschied sowie zur Begrüßung einer Küsterin? Gar nicht so einfach: Dieser Beruf war der ersten Christenheit noch unbekannt. Was ja auch einleuchtet, denn damals waren auch Kirchengebäude noch kein Thema – in einer Zeit, wo die Christen froh waren, wenn sie unter den Augen der Römer überhaupt die Möglichkeit hatten, ihren Glauben einigermaßen gut zu praktizieren.

Aber mir ist ein anderer Ansatzpunkt eingefallen, aus dem Alten Testament, also aus vorchristlicher Zeit: Der Tempel in Jerusalem, das Zentrum des jüdischen Glaubens.

Eine wechselvolle Geschichte hat dieses Bauwerk: nach der biblischen Überlieferung auf Anweisung des Königs Salomo errichtet, später durch die Babylonier zerstört, dann wieder aufgebaut und in der Folge durch die Römer wiederum zerstört. Sie errichteten einen dem Jupiter geweihten Tempel an seiner Stelle, der dann wiederum durch den ersten christlichen römischen Kaiser Konstantin durch eine Basilika ersetzt wurde. Diese wiederum wurde später durch den zum Heidentum zurückkonvertierten Kaiser Julian zerstört. Seither wurde dort nicht mehr gebaut; die berühmte Westmauer des 2. Jüdischen Tempels, die sogenannte Klagemauer, ist das letzte verbleibende Zeugnis dieses bedeutenden Bauwerks.

Dass dieser Ort, dieses Haus, etwas ganz Besonderes ist, haben wir in der Lesung aus 1. Könige 6 gehört: Die Maße werden so minutiös angegeben, dass es jedem heutigen Bauausschussprotokoll zur Ehre gereichen würde. Hier wird nichts dem Zufall überlassen: Von den Außenmaßen wird Schritt für Schritt bis hin zum sogenannten Allerheiligsten alles detailliert geschildert.

Und mal so ganz unter uns: Die dann folgenden Schilderungen über die verwendeten Materialien habe ich fast verschämt bei der Abgrenzung des Lesungstextes für Herrn Fielitz vorhin weggelassen: Da ist die Rede vom berühmten Zedernholz aus dem Libanon, ja von „lauterem Gold“, das ziemlich hemmungslos Verwendung findet. Da muten Debatten über Holz oder Kunststoff, derentwegen heutige Presbyterien sich in die Haare kriegen, geradezu niedlich an...

Und der Küsterdienst? Darüber wird nicht viel geschrieben! Aber es ist ja gar nicht vorstellbar, dass es ihn nicht gegeben haben sollte. Im Talmud jedenfalls, so las ich, findet sich eine Notiz, dass die Reinigungskräfte das Allerheiligste nicht betreten durften – das durfte bekanntlich nur der Hohepriester einmal im Jahr, am Großen Versöhnungstag, dem höchsten jüdischen Feiertag. Die Reinigungskräfte wurden aber, wie es heißt, von Zeit zu Zeit mit Körben von oben in den Raum hinabgelassen, um streng mit Blick zur Wand diese zu schrubben. – Liebe Frau Schnell, liebe Sophia: Demgegenüber haben sich die Arbeitsbedingungen doch wirklich zum Guten hin verändert, nicht wahr?!

Man könnte vom vielfältigen Zeugnis der Bibel über den Tempel, die Frage seiner Notwendigkeit oder auch nur seiner Berechtigung innerhalb des jüdischen Glaubens eine Menge sagen. Dafür ist hier und heute nicht der Ort. Der Tempel ist nicht zuletzt ein theolo-

gisch hochkontroverses Gebäude – ebenso wie es ein Kirchbau für den christlichen Glauben bei Lichte betrachtet ist.

Aber Eines ist unabweisbar: Nachdem einmal klar ist, dass es ihn geben soll, wird der Tempel in Konzeption und Realisierung nicht dem Zufall überlassen. Er ist eben kein Ort wie jeder andere. Sicher ist er nicht der einzige Ort der Gotteserfahrung. Aber dort verdichtet sich die Gotteserfahrung sozusagen.

Und auch wenn wir theologisch korrekt auch aus evangelischer Perspektive heute sagen würden: Eine Kirche ist streng genommen kein „heiliger Ort“, also keine von sich aus, als Gebäude automatisch mit göttlicher Präsenz aufgeladene Stätte, so denke ich, wir sind uns einig, dass uns weder der Bau unserer Kirche, seine Form und Gestalt noch ihr Zustand, ihre Gestaltung und ihr Schmuck einfach gleichgültig sind!

Es sind die Psalmen, die Gedichte und Lieder des Volkes Israel, die in dieser Weise den Tempel besingen, wie etwa **Psalm 84**, wo es heißt: **Wie lieb sind mir deine Wohnungen, HERR Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des HERRN; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen – deine Altäre, HERR Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar. (...) Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend. Ich will lieber die Tür hüten in meines Gottes Hause als wohnen in der Gottlosen Hütten.** Oder kurz und knapp in **Psalm 26,8**: **HERR, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt.**

An dieser Stelle, liebe Gemeinde, kommt der Küsterberuf ins Spiel! Denn auch wenn unsere Thomaskirche nicht der Tempel von Jerusalem ist: So ein bißchen davon hat sie doch auch! Ein Stück weit ist sie Aushängeschild unseres Glaubens – wir wollen, dass sie gepflegt und geschmackvoll gestaltet auf die Menschen wirkt. Wir alle wollen gern hierherkommen – in diese „Arche“, die uns einen Rückzugsraum bietet vor dem, was in der Welt „draußen“ so auf uns einprasselt, einen Ort der Sammlung und des Durchatmens, einen Ort, wo wir Kraft schöpfen und „auftanken“ können.

Wenn heute so Mancher den berühmten Spruch anbringt: „Also ich suche und finde Gott in der Natur“ – dann mag er das ja so machen. Viele von uns würden es aber vermutlich doch anders formulieren: Ich suche und finde Gott hier in dieser Kirche, zumindest immer wieder. Dieser Ort ist mir wichtig.

Und damit er das sein kann, will er geputzt, gepflegt, schön gestaltet werden. Das alleine ist natürlich noch nicht alles; nein: er will sodann mit Leben, mit Aktivitäten erfüllt werden, klar. Aber die Voraussetzung dafür, dass das dann geschehen kann, die wird immer wieder geschaffen durch – ja, durch niemand anderen als die Küsterin!

Sie, liebe Frau Schnell, haben das über viele Jahre, ja über Jahrzehnte getan. Und immer wieder habe ich gemerkt: Das war für Sie nicht einfach ein „Job“, nein: Sie identifizieren sich mit diesen Mauern und allem, was dazu und was da hineingehört. Und wehe, jemand ging nachlässig mit alledem um! Dieser Jemand konnte Ihr Freund nicht länger sein, und in dessen Haut wollte ich dann nicht stecken!

Und Du, liebe Sophia, hast mir gleich zu Beginn Deines Dienstes gesagt, dass es für Dich etwas ganz Besonderes ist, nun beruflich an den Ort zurückzukehren, der Dir von Kin-

desbeinen an im vorhin angedeuteten Sinne ein Stück Heimat war und nach wie vor ist! So mache ich mir um die weitere Wertschätzung der Thomaskirche und des ganzen Gemeindezentrums keine Sorgen. Das alles war stets in den besten Händen, und da wird es auch weiterhin bleiben.

Die Psalmbeter, deren Verse wir vorhin aus Psalm 84 und 26 hörten, bringen in ihren Worten ihre geradezu überschwängliche Freude am Hause Gottes zur Sprache. Können wir das heute noch nachvollziehen? Ich möchte diese Frage jetzt und hier nur unter einem einzigen, mir aber sehr wichtigen Aspekt bedenken:

Ganz allgemein leben wir ja in einer Zeit, in der konkrete Orte in ihrer Bedeutung eher weniger wichtig werden, als sie es zu früheren Zeiten waren. Sie sind ein ganzes Stück weit verdrängt worden durch das, was wir „virtuelle Orte“ nennen. Das ist ja schon faszinierend: Wir können uns mittels moderner Medien immer und überall hinbegeben, ein- und dasselbe Ereignis mit anderen Menschen teilen und Dinge „miterleben“, die sich rund um den Globus irgendwo ereignen, ohne dass wir selber dort jeweils an Ort und Stelle wären.

Das Fernsehen bietet uns diese Möglichkeit schon jahrzehntelang; mittlerweile ist diese Erfahrung durch das Internet noch viel intensiver und ausgefeilter geworden.

Und doch stellen wir zugleich fest: All das kann unser Bedürfnis nach realer Teilhabe am Leben, nach unmittelbarer Begegnung mit anderen Menschen und auch etwa nach Reisen an besondere Orte nicht ersetzen. Virtuelle Welten bleiben notwendig defizitär; sie können nie den Stellenwert der realen Welt gewinnen.

Ein vielleicht etwas banales, gleichwohl – wie ich finde – sehr nachvollziehbares Beispiel dafür: gestern abend, Fußball-Europameisterschaft, Viertelfinale Deutschland-Italien. Was für ein Krimi! Wie gern wären wir in Bordeaux im Stadion gewesen! Hm, das ging leider nicht. Wie gut, dass es das Fernsehen gibt! Die meisten von uns werden die Übertragung gesehen haben. Da ist man immerhin ein Stück weit dabei. Aber eben nur ein Stück weit. Lässt sich das hier fraglos gegebene Defizit immerhin noch ein wenig kompensieren? Ja, das geht: und zwar durch das berühmte „Rudelgucken“ – ein Wort, das in den letzten Jahren erst entstanden ist, weil das Phänomen, das es beschreibt, ebenfalls in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen hat.

Und das Entscheidende ist dies: Ich behaupte mal: Es hat in eben dem Maße an Bedeutung gewonnen, in dem wir allmählich merken: ein „Live-Erlebnis“ lässt sich eben nicht vollständig durch die mediale Teilhabe daran ersetzen. Alleine vor dem Fernseher zu sitzen, am Ende noch im Deutschland-Trikot mit den Nationalfarben auf der Backe – das ist irgendwie doof, nicht wahr?! Alleine jubeln oder auch verzweifeln ist auch nicht so der Hit. Manches geht einfach nur in echter Gemeinschaft. Virtuelle Gemeinschaft leistet das alles eben nicht. Also finden wir Mittel und Wege, das hier entstehende Defizit immerhin zu einem guten Teil zu kompensieren.

Und ich bin mir sicher: Mit dem Glauben und der Kirche ist es letztlich ebenso: Da brauchen wir einen realen Ort, der uns Vertrautheit bietet; Menschen um uns herum, mit denen wir das Erlebte teilen. Da spielt die Atmosphäre, der Lichteinfall, die Akustik und ganz wichtig: der Geruch eine Rolle!

Nicht als könnten wir zur Not auf dies alles nicht auch verzichten. Das Volk Israel hat keinen Dritten Tempel gebaut nach der Zerstörung des Zweiten. Und doch ist der Tempel-

berg als Ort unersetzlich – und sei es als Ort, an dem das Defizit schmerzlich erfahren wird. (Heute ist er weltweit vielleicht derjenige Ort, der am meisten Respekt und Fingerspitzengefühl verlangt im Hinblick darauf, was dort geschehen darf und was nicht!)

Auch die christliche Kirche hat lange Zeit ohne öffentliche Kultstätten überlebt – ja ich deutete es zu Beginn schon an: man kann Tempelbau wie Kirchbau theologisch auch durchaus problematisieren. Aber es ist ebenso kein Zufall, dass die Sehnsucht nach solchen Orten sowohl im Judentum als auch im Christentum und natürlich auch in praktisch allen anderen Religionen immer lebendig war und ist.

Und dann sollte es uns nicht gleichgültig sein, wie solche Orte beschaffen sind, wie sie gepflegt werden und wie wir sie mit Leben erfüllen! Der Küsterdienst leistet in diesem Sinne einen unverzichtbaren Beitrag dazu, dass wir unseren Glauben gut leben können. Ich bin deshalb sehr froh, diesen Dienst die vergangenen 26 Jahre lang in den besten Händen gewusst zu haben – und auch weiterhin in den besten Händen zu wissen! Amen.